

Franz Reitinger

Die ›ultimative‹ Theorie des Bildes

2014

<https://doi.org/10.25969/mediarep/16532>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Reitinger, Franz: Die ›ultimative‹ Theorie des Bildes. In: *IMAGE. Zeitschrift für interdisziplinäre Bildwissenschaft*. Heft 19, Jg. 10 (2014), Nr. 1, S. 185–200. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/16532>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<http://www.gib.uni-tuebingen.de/image/ausgaben-3?function=fnArticle&showArticle=277>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

Franz Reitinger

Die ›ultimative‹ Theorie des Bildes

»Da ich nicht alles auf einmal sagen kann,
muss ich von etwas Bestimmten reden«
frei nach Hans Magnus Enzensberger

Abstract

Is it possible or even desirable to conceive a type of image studies without any object reference to historical object? What is the status of object-oriented knowledge at all in the face of the claim for truth made by the sciences? Are the great explanatory models hatched out by philosophers and physicists sufficient to cover the need for visual knowledge of today's information societies? Is it necessary to consider the time-space grid extended to such a degree that nature becomes naked being, biosphere naked life and humanity naked existence? How much visual knowledge may tribes, language communities, cultures, nations, institutions, parties, associations, milieus and environments, families, generation-cohorts, taste and interest groups require for themselves? And is the explicit knowledge of specialized learning less valuable than the speculative output of the new theory-based disciplines? Does the ›truth-knowledge‹ of these disciplines really go without any ›fact-knowledge‹, as they tend to suggest? And if so, of what good could a blind, non-iconic theory be to our visual cultures? The subsequent contribution traces running research lines and points out questions that may help to assess prevailing mindsets in German-speaking centres of excellence.

Ist eine historische Bildwissenschaft ohne Objektbezug denkbar und wünschenswert? Welchen Stellenwert nimmt das Objektwissen angesichts des Wahrheitsanspruchs der Wissenschaften überhaupt ein? Ist der Wissensbedarf heutiger Informationsgesellschaften mit den großen Welterklärungsmodellen der Philosophie und der Physik bereits gedeckt? Ist es sinnvoll, das

Zeit-Raum-Raster soweit auszudehnen, dass Natur zum inerten Sein, Biosphäre zum vegetativen Leben und der Mensch zur nackten Existenz enträt? Wie viel visuelles Wissen dürfen Völker, Kulturen, Nationen, Institutionen, Parteien, Verbände, Milieus, Sippschaften, Alterskohorten, Kult- und Geschmacksgemeinschaften für sich in Anspruch nehmen? Und ist der Wert dieses explizierten Fachwissens niedriger einzustufen als das Wahrheitswissen neuerer Theoriedisziplinen? Ja, kommt entsprechend postuliertes Wahrheitswissen tatsächlich ohne Faktenwissen aus, wie diese Disziplinen immer wieder behaupten, und welchen Nutzen sollte ein solches von allen objektiven Bezügen freies Denken für unsere visuellen Kulturen haben? – Der vorliegende Beitrag rückt Kernfragen der historischen Bildwissenschaften in den Mittelpunkt, wie sie durch jüngere Entwicklungen im Umfeld deutscher Exzellenzinitiativen provoziert werden.



Abb. 1:
Im Krebsgang?, *Procambarus Alleni*, Salzburg 2012, Fotografie. – Salzburg, Fabio Löcker

1. Die »ultimate« Theorie des Bildes

Es ist rührend, im Vorwort einer 1971 an der Universität München eingereichten Dissertation auf eine Liste jener Agenden zu stoßen, die der angehende und bald auch vom Tod hingeraffte Kunsthistoriker Wolfgang Steinitz aufgrund des unzureichenden Wissenstands seiner Zeit nicht zu leisten vermochte. Mit seinem Thema »*Les Cris de Paris*« und die *Kaufrufdarstellung in der Druckgraphik bis 1800* hatte sich Steinitz ohnehin weit über seinen Fachbereich hinausgelehnt, dessen namhafte Vertreter seit Jahrzehnten über spitzfindige »Melancholia«-Studien nicht wesentlich hinausgekommen zu sein

scheinen. Nun aber musste er feststellen, dass er außerstande gewesen sei, herauszufinden ›welche Stellung diese Blätter im Gesamtwerk des Künstlers einnehmen. Auch der Mangel an brauchbaren kunstsoziologischen Untersuchungen der Druckgraphik, die Auflagenhöhe und die Preise, also die kommerziellen Aspekte betreffend, ferner die Einflüsse des Publikumsgeschmackes auf die Darstellung oder Einflüsse von Tagesereignissen und die anderen Faktoren in ihren wechselseitigen Beziehungen und Beeinflussungen, zudem – bei diesem besonderen Thema – das Verhältnis des einzelnen Künstlers zum ›niedereren‹ Volk und dessen Stellung innerhalb der städtischen Gemeinschaft, ließen viele Fragen unbeantwortbar bleiben.‹ Es scheint glaubhaft, dass Steinitz vor einer Aufgabe stand, die in seiner Epoche unter normalen Umständen nicht zu leisten war. Seitdem hat sich unglaublich viel getan, mehr noch freilich in ganz anderer Hinsicht.

2. Theorien ohne Gegenstand

Die Vorherrschaft der Kathederphilosophie in den humanwissenschaftlichen Fächern scheint gebrochen, der Gegenstand der Philosophie nur mehr einer von vielen Gegenständen im Kreis der Disziplinen, und dennoch kann kein Zweifel bestehen, dass die akademische Welt heute in einem Maße wie nie zuvor von Begriffswissenschaften beherrscht wird, die objektorientierten, investigativen Ansätzen reserviert, ja bisweilen sogar ablehnend gegenüberstehen. War das Denken in anschauungsarmen Begriffen noch bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine Domäne der Philosophen gewesen, so hat sich dieses Denken seither über neue Disziplinen wie die Kultursoziologie und die Sprachphilosophie im gesamten Feld der Human- und Geisteswissenschaften breitgemacht. Innerhalb weniger Jahrzehnte hat die Hegemonie der Begriffe, sei es als Universalgrammatik, Diskursanalyse oder Systemtheorie, unsere Vorstellung von den Dingen grundlegend verändert.

Lange Zeit war es Aufgabe der Philosophie gewesen, die Vielfalt der Dinge zu Kondensaten wie ›Sein‹ und ›Welt‹ zu verdichten oder auf Kategorien von Raum und Zeit zurückzuführen. Aus ihren begrifflichen Essenzen und Substraten konnte man weder einen Bauplan, eine Fahranleitung noch irgendeine Rezeptur gewinnen und zwar nicht, weil die pragmatische Dimension praxisbezogener Anwendung davon unberührt geblieben wäre. Vielmehr war es die kognitive Verfasstheit des Philosophierens selbst, das nichts oder nur wenig hergab, was im konkreten Leben einzulösen gewesen wäre. Im Vergleich zu den sprachlichen Universalcontainern vormaliger Ideengeber nehmen sich die hermetischen Begrifflichkeiten der jüngeren Zeit erst recht wie synthetische Konstrukte und undurchsichtige Derivate aus. Was sich anschießt, als ›Theorie‹ zur übergreifenden Wissenschaftssprache zu werden, ist indes weniger ein Kind der klassischen Philosophie als ein Ableger der abstrakten Wissenschaften des 19. Jahrhunderts: der Physik, der Mathematik und der Chemie. Der von den neuen Laborsprachen ausgehenden Faszination ist

es zuzuschreiben, dass sich im Inneren des universitären Fächerkanons eine technofine Literarität ausbilden konnte, die anstelle des anschaulichen Denkens in analogen Bildern die experimentelle Erzeugung von synthetischen Nomenklaturen und Definitiven setzte.

Während die trockene Endung in Ballistik oder Semiotik noch eine auf vielseitigem Erfahrungswissen beruhende Lehre in Aussicht stellte und Philologie, Ikonologie nebst anderen ›Logiken‹ etwas wie fachliche Fundierung versprochen, tendieren objektlose Ismen-Theorien vom Typ ›die Wissenschaft von...‹ heute zu einer Reifizierung ihres Methodenansatzes. Dabei ließen selbst so allgemein gefasste Begriffe wie ›Existenz‹ oder ›Struktur‹ noch die Ahnung eines Objektbezugs erkennen, wie sie jüngeren Theorien vollends abhanden gekommen zu sein scheint. Von ihrer begrifflichen Tektonik her besehen ist zwischen dem esoterischen Quasibegriff des ›Kokovorismus‹ und der Methodenlehre des ›Dekonstruktivismus‹ kein großer Unterschied mehr auszumachen. Beide definieren sich nicht durch einen bestimmten Gegenstandsbereich, sondern durch eine mehr oder weniger begrifflich untermauerte Absicht oder Praxis im Sinne etwa einer Glaubens-, Stil- oder Denkrichtung. Angesichts einer wachsenden Zahl an objektlosen Theoriefächern drängt sich förmlich der Vergleich mit den nominalen Finanzwerten des modernen Börsenkapitalismus auf, denen kein erkennbarer Realwert entspricht.

Objektorientierte Ansätze sind demgegenüber mehr denn je legitimationsbedürftig. Dieser über jedes normale Maß einer akademischen Begründungsnotwendigkeit hinausgehende Legitimationsdruck wird in die Objektwissenschaften hineingetragen und gewinnt für deren Außenwahrnehmung so sehr an Relevanz wie er für deren innere Verfassung nebensächlich bleibt. Schnell sind Leser und Rezensenten aus dem Nahbereich der Universitäten mit Etikettierungen wie ›naiv‹, ›unwissenschaftlich‹ oder ›kompilatorisch‹ zur Hand. Dabei kümmert es sie kaum, ob die ihnen vorliegende Arbeit eine willkürliche Zusammenstellung vermeintlicher Fakten ist oder auf dem sorgfältigen Abgleich von unterschiedlichen Quellen und Informationen beruht. Es bleibt deshalb auch uneinsichtig, woher die akademische Stimmung wider den epistemischen Gegenstand in den Wissenschaften herrührt wie überhaupt, woher die Agenden und Parolen stammen, die an Jungakademiker ausgegeben und unter ihnen herumgereicht werden. Um an die Wurzel des hier konstatierten Phänomens zu gelangen, reicht es jedenfalls nicht, sich diesem gegenüber kritisch oder sonst wie rezeptiv zu verhalten. Werden wir doch mit Tendenzen konfrontiert, die über den engeren Bereich der Wissenschaften hinaus auf wissenssoziologisch und bildungspolitisch relevante Gegebenheiten verweisen.

3. Spielräume des Theoretischen

Die Vorbildwirkung, die heute von anikonischen Bilddiskursen ausgeht, ist enorm. Sicherlich sind die Verlockungen eines über ein Amalgam von Auto-

rennamen und Werktiteln zugänglichen essenziellen und in manchen Fällen vielleicht auch essentiellen Instantwissens, das einem den langen Weg des Erwerbs von Kenntnissen erspart, keineswegs neu. Im disziplinären Gefüge unserer traditionellen Universitäten waren ihren Entfaltungsmöglichkeiten allerdings noch spürbare Grenzen gesetzt. Die neue Unübersichtlichkeit wissenschaftlicher Strukturen scheint dagegen gerade derartigen begriffswissenschaftlichen Ansätzen förderlich zu sein.

Auf allen Ebenen der höheren Bildung wurden in den letzten zwanzig Jahren Theorie-Lehrstühle eingerichtet, die nach außen hin unter Etikettierungen wie ›methodisch‹, ›epistemologisch‹ oder ›medientheoretisch‹ ähnliche Zielsetzungen verfolgen. Während man meinen möchte, den dort lehrenden Theorie-Beauftragten wäre es vornehmlich darum zu tun, die Studenten mit den geläufigsten Wissensdiskursen und den darin zur Anwendung gelangenden Begriffen, Methoden und Konzepten bekannt zu machen, ist es vielfach die Botschaft von der Hegemonie der Begriffe und der Habitus des Theoretisierens selbst, den sie vermitteln.

Die Exponenten der neuen theoretischen Vorzeigedisziplinen pflegen neben den Thesen und Theorien auch den Jargon und das kanonisierte Wissen dieser Disziplinen in ihre transdisziplinären Lehrfelder hineinzutragen. Nur in den seltensten Fällen kommt es dabei zu einem echten Wissensaustausch mit den gastgebenden Fächern. Viel häufiger ist die unkontrollierte Verbreitung des gleichen, jedes Mal wie neu aufgekochten, repetitiven Theoriewissens über alle Fachbereiche hinweg, sodass selbst Kunsthistoriker mit einem Mal zu sagen vermögen, wer Foucault war, und es für sie schließlich zur moralischen Pflicht wird, Foucault zu zitieren (ein politischer Aspekt ist schließlich bei jeder Theorie im Hintergrund mit im Spiel), aber nur eine vage Vorstellung davon besitzen, was etwa mit Schabkunst oder Zyanotypie gemeint sein könnte und welchen Stellenwert diese Künste zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Räumen besaßen.

Tatsächlich handelt es sich bei diesen Theorie-Lehrstühlen um wissenschaftspolitisch hochsensible Bereiche, da hier die Leitparolen für den übrigen Wissensbetrieb ausgegeben werden. Die Kehrseite der von diesen Lehrstühlen ausgehenden Begriffsmacht ist eine schleichende Politisierung, die dazu führt, dass über Sonderqualifikationen verfügende Wunschkandidaten in diese Posten gehievt werden, die den ihnen zur Verfügung stehenden institutionellen Rahmen mit Aktivitäten füllen, die nur teilweise durch den offiziellen Lehrauftrag gedeckt sind. Wie die Werteorientierung der in den abgehobenen Sonderbereichen der Methodologie unter unverfänglichen Titeln und irreführenden Etikettierungen agierenden Gender-, Colonial-, Racist-, Fascist-, Queer- oder was sonst noch Studies-SpezialistInnen auch immer ausfallen mag, fest steht, dass deren Hauptaufgabe nicht allein darin besteht, Wissen zu produzieren, sondern auch Meinungen zu implementieren und dauerhaft zu etablieren. Manch einer mag sich so an die berüchtigten Marxismus-Lehrgänge an den Universitäten der ehemals kommunistischen Länder erinnern fühlen, ein Eindruck, der aber doch auch relativiert werden muss, da die

Theorie-Lehrstühle neuerer Prägung in stärker dezentrale Strukturen eingebunden sind, ein Mindestmaß an Mitbestimmung vorsehen und auf quasi legitimistischen Verfahrensregeln beruhen.

Eine katalytische Funktion bei der Etablierung neuer theoretischer Disziplinen fiel auch den über Jahrzehnte an den Universitäten geführten Objektivitäts-Debatten zu. Anhand psychophysischer Reiz- und Reaktionsmuster war es ein Leichtes, die Unmöglichkeit von eindeutigen Wahrnehmungsinhalten nachzuweisen. Obgleich es im Kern dieser Debatten um die Objektivität von Urteilen ging, stand meist rasch auch die Objektbezogenheit und Anschauungsgesättigtheit wissenschaftlicher Diskurse als solcher zur Disposition. Materielle Widerständigkeiten versuchte man kleinzureden.

In den Kulturwissenschaften übernahm man die wahrnehmungspsychologischen Positionen nur allzu bereitwillig, ohne hinreichend gewahr zu sein, dass Bilder als menschliche Artefakte zu allererst den Kriterien von Material, Werk und Ware gehorchen und sich natürlichen oder auch nur naturalisierten Phänomenen nur sehr bedingt – etwa als Modus des Unbestimmten in der Frage ›ist das ein Schinken oder ein Gemälde‹ – an die Seite stellen lassen. Während deutschsprachige Philosophen und Wissenschaftstheoretiker ihren Kollegen aus den anglikanischen Ländern mit Vorliebe historische Empirie und antiquarische Geschichtsschreibung attestierten, gingen sie selber einer sie möglicherweise aufs Glatteis unzureichender Kenntnisse führenden Auseinandersetzung mit den Objektwissenschaften tunlichst aus dem Weg und schufen damit erst die von ihnen konstatierten Theoriedefizite, indem sie die objektorientierte Forschung freimütig den Sachwaltern und Enthusiasten überließen.

Die Verankerung der Begriffswissenschaften in Forschung und Lehre ist mittlerweile so weit fortgeschritten, dass sie selbst auf Dissertations-, Stellen- und Stipendienvergabe Einfluss nimmt. Die meisten Wissenschaftsverlage haben ihr Verlagsprogramm inzwischen weitestgehend auf die Verbegrifflichung der Objektwissenschaften im Zuge des ›Ironic‹ und anderer ›turns‹ ausgerichtet. Man wird es ihnen angesichts des Wegfallens der Kosten für Bildrechte, Reproduktionsgebühren, Farbdruck und aufwendiges Layout wohl auch nicht ganz verübeln können. So beamen sie ihre Leser zurück in eine Zeit, in der der Mangel an verlässlichen Reproduktionen die Mutter aller Überzeichnungen und Fehldeutungen war. Am untersten Ende dieser Entwicklung steht das an die aktuellen Tagesthemen ankoppelnde eindimensionale Schauthesen-Buch als einzige überhaupt noch öffentlich und medial vermittelbare Seinsform des wissenschaftlichen Sachbuches.

4. Theoriendefizite

Den neuen Nominalwissenschaften ist gemeinsam, dass sie allen Forschungen, die auf konkreten und damit der Kontingenz materiellen Seins unterworfenen Gegenständen basieren, mit Geringschätzung begegnen. Stattdessen

schaffen sie sich durch Substanzialisierung von vermeintlichen Kerneigenschaften ihre eigenen wissenschaftlichen Objektbereiche, die von den Dingen losgelöst und begrifflich zu einer aparten Diskurswirklichkeit verwoben werden. Die axiomatische Rede vom Sein des Bildes, von dessen ›Bildlichkeit‹ oder ›Ikonizität‹ erlaubt ihnen dabei, von der äußeren Beschaffenheit der Bilder und ihrer historischen Bedingtheit zu abstrahieren. Es ist interessant zu beobachten, wie der Wille zur Abstraktion sogar sein eigenes Substrat hervorbringt und sich in gut negativdialektisch ins Paradox getriebenen ›Bildern ohne Bilder‹ ein ihm affines Bildformat schafft, das ob seiner besonderen Theorienähe sich vor alle Bilder ›mit Bildern‹ drängt, um ihnen den Rang als vordringlich zu behandelndes, primäres Erkenntnisobjekt abzulaufen.

Von der Satellitenperspektive einer Super-, Hyper-, Mega- oder Makrotheorie herab ist freilich kein Überblick über die Ikonodiversität unserer historischen Bildkulturen zu gewinnen. Am Boden der Phänomene werden die Sachverhalte heterogen und disparat. Ambivalente Tatbestände und inkonsistente Überlieferungslagen zeitigen einen Effekt der Unübersichtlichkeit. Nun ist es in dieser Situation nicht damit getan, die Lesebrille abzunehmen, sich zurückzulehnen und darauf zu beharren, dass eine Rose, eine Rose, eine Rose sei, und jede Fälschung, eine Kopie, ein Original. Schließlich braucht man sich nicht auf die Bodenhöhe eines Pilzesammlers oder Schlangenbeschwörers zu begeben, um zu begreifen, dass es, solange wir leben, auch weiterhin auf die feinen Unterschiede ankommt.

So ist fraglich, ob das Vorhandensein eines begrifflichen Kerns in den Objekten, wie dies die fallweise als Geistes-, Mental-, Human- oder Kulturwissenschaften in Erscheinung tretenden und als trendige ›Turn‹-Disziplinen weiter an ihrem Profil drehselnden Wissenssparten in ihrem quasi naturwissenschaftlichen Gehabe suggerieren, überhaupt als sinnvolle Annahme gelten kann. Wird ein bestimmter Typus, eine bestimmte Gattung denn nicht viel eher durch die Spanne der Möglichkeiten charakterisiert, die in der Differenz zwischen ihren Exemplaren angelegt sind? Was nützt schon der Hinweis, dass es in London einen Königspalast gibt, für die Frage, ob in Berlin das königliche Schloss wieder errichtet werden soll? Und reicht etwa ein Caravaggio in Rom, oder bedarf es noch eines Caravaggios in La Valetta, ja ist Caravaggio überhaupt gleich Michelangelo, Raffael und Leonardo, verzichtbare Variante Ein- und Desselben, wie uns der schemenhafte Blick des in die platonische Höhle zurückkehrenden neuakademischen Thesenjongleurs nahezu legen scheint? Es ist natürlich fein, aufgrund von ein paar wenigen Stichproben verallgemeinernde Objektaussagen treffen zu wollen und in der Gewissheit um die glückliche Landung der Arche Noah zu behaupten, es komme weder auf Ort noch Zeit und Zahl an, da ohnedies alles, was uns verschieden dünkt, nur die Anwendungsform ein- und desselben Bausatzes ist. Aber man sage dies einmal einem über das Migrationsverhalten verschiedener Tierarten forschenden Biologen oder auch nur dem Bürgermeister einer von demographischen Schwankungen und Umbrüchen gebeutelten Stadtgemeinde. Auch diesseits der Politik besteht zwischen Menge, Wahrnehmung und Sichtbarkeit

ein nicht wegzudiskutierender Zusammenhang. Vollends absurd werden die bei jeder Gelegenheit herbeibemühten Argumentationsfiguren der inhaltlichen Redundanz, der überflüssigen Variante oder des erdrückenden Details, wenn sie sich auf innovative Arbeiten beziehen, in denen die Wucht der zu Tage beförderten Evidenzen erst das volle Ausmaß der Verdrängung sichtbar werden lässt.

Anstatt die Ergebnisse gegenstandsnaher, bildbezogener Forschungen mit einzubeziehen und auf einem höheren Abstraktionsniveau einer vertieften Reflexion zuzuführen, tendieren nominalistische Diskurse dazu, Bilder von ihren zeitlichen und materiellen Bedingungen loszulösen, zu absorbieren und zum Verschwinden zu bringen. Ein solches Vorgehen mag in bestimmten, klar definierten Diskurszusammenhängen sinnvoll sein, wenn dies aber zum Leitmuster unseres epistemischen Umgangs mit den Bildern wird, dann laufen wir Gefahr, uns der materiellen Grundlagen unseres ikonischen Wissens zu entledigen, ohne uns der Folgen hinreichend gewahr zu sein. Nicht die mangelnde theoretische Bildung sogenannter ›angewandter‹ Forschung wird heute zum Problem, sondern das Verschwinden unserer konkreten Bilderwelten aus dem vom unbedingten Willen zur Abstraktion geprägten wissenschaftlichen Diskurs.

So zählt zur Selbstvergessenheit der heutigen Kultur- und Sprachwissenschaften, wenn deren Exponenten das Hohelied des Bilderwissens anstimmen und die epistemischen Qualitäten der Bilder im selben Moment durch das Herbeizitieren wohlfeiler Großtheorien und die Entlehnung von Fragestellungen und Begrifflichkeiten am Sekundärmarkt der Ideen unterlaufen. Da doch ohnehin alle Erscheinungen nur Spielarten eines einzigen Prinzips sind, erspare sich der Analytiker am besten von vornherein die Mühe, Fragen von Differenz und Pluralität am Bildspeicher der Weltgeschichte abzuarbeiten, denn das kostet Zeit und wer würde ihm den entstandenen Aufwand schon vergüten. Prophylaktisch sei an dieser Stelle betont, dass es uns fern liegt, einer überholten Fachexegetik das Wort zu reden. Die Ansätze zu einer historischen Bildwissenschaft wären spätestens da von klassischen Auslegungsverfahren abzuheben, wo nicht länger immanente Inhalte extrahiert, sondern mit Hilfe von Bildern und um Bilder herum weiterführende Argumente konstruiert und Perspektiven entwickelt werden.

5. Möglichkeit der Bilder

Die Autoren heutiger bildwissenschaftlicher Abhandlungen werden nicht müde, die Erkenntnisfunktion der Bilder zu behaupten. Dabei kommen Bilder in diesen Diskursen oft gar nicht vor, weder als argumentative Hilfen noch als Demonstrations-, geschweige denn als Erkenntnisobjekte. Eigentlich geht es darin gar nicht um Bilder, sondern lediglich um die Möglichkeit von Bildern im Lichte eines der disziplinären Logik verpflichteten Denkens. Dies mag weidlich abgehoben klingen, zumal wenn man an die Bedürfnisse der heuti-

gen Wissensgesellschaften denkt. Die pragmatische Seite eines solchen Diskurrierens scheint der Einsicht geschuldet, dass der Status der Bilder fragwürdig geworden ist und innerhalb der akademischen Eliten laufend neu verhandelt werden muss. Sie hat aber auch mit den methodischen Operationen der Thesenbildung, Verifizierung und Widerlegung zu tun, auf die sich der Wahrheitsanspruch der institutionalisierten Wissenschaften gründet.

Freilich sind Bilder nun einmal da, und wenn sich in ihnen Standpunkte und Meinungen auch auf denkbar mannigfache Weise manifestieren, so gibt es doch an ihnen nichts, was auch nur im Entferntesten an eine Hypothese erinnern würde. Die umständlich an sie herangetragenen Theoreme sind deshalb auch weniger Ausdruck besseren Bilderwissens als das Eingeständnis unseres Mangels an Verstehen. Wie sollte eine Beurteilung ihres Bildseins auch auf dem Wege ihrer logischen Entkräftung erfolgen? Käme eine Widerlegung der Bilder doch in jedem Fall ihrer Liquidierung gleich. So kann es in den historischen Bildwissenschaften nur um die Frage gehen, ob und wieweit die betreffenden Bilder epistemisch fruchtbar zu machen sind. Beantworten lässt sich diese Frage allein durch die wissenschaftliche Praxis und die sie zeitigenden Ergebnisse.

Es stimmt nachdenklich, dass nach einer nun schon etliche Jahrhunderte währenden Kritik an den akademischen Spielarten der Pedanterie heute mehr denn je ein scholastisch anmutender Konstruktivismus an den Universitäten die Oberhand behält. Vielleicht passt in diesen Zusammenhang die Beobachtung, dass ältere Menschen den ihnen entgleitenden alltäglichen Lebensvollzügen mit einem immer strikteren methodischen Rigorismus zu begegnen suchen. Ob dieses Verhalten auf institutionelle Formen der Wissensorganisation übertragbar ist, bleibe vorderhand dahingestellt. Systematisch Denken bedeutet indes zunächst nur, dass primäre Kategorien wie Raum und Zeit zugunsten von sekundären topischen Strukturen aufgegeben werden. Es entstehen dabei Ordnungen zweiten Grades, die in ihrer Künstlichkeit der gedanklichen Gliederung der Rede, wie wir sie aus der klassischen Rhetorik her kennen, auffallend nahe kommen. Genau darum aber geht es in den wissenschaftlichen Diskursen: nicht primär um Fragen der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, sondern um rituelle Abläufe im gedanklichen Austausch, ohne die jedes Kollektiv – wie manche behaupten – auseinanderzubrechen drohe. Neue Formen medial unterstützter Darlegung rücken den akademischen Vortrag dabei vollends in die Nähe von kommerzieller Produktpräsentation und technischer Sachverhaltsdarstellung. Vielfach fährt sich der verinnerlichte Imperativ zum Ordnen und Gruppieren in der äußeren Form des schriftlichen Gestaltens fest, wo er als exzessive Gliederungssystematik wiederkehrt.

Die Begriffswissenschaften werden zu Agentinnen eines wortlosen Verschwindens, indem sie anstelle des Wissensschatzes der großen Universalbibliotheken die Selbstevidenz der eigenen Verknüpfungen setzen, in deren logisches Gerüst sich nach Bedarf und gewissen Einlegearbeiten vergleichbar frei verfügbare Namen und Sätze einflicken lassen. In dieser an Aspik oder Terrazzo erinnernden begrifflichen Masse hat die Kunst des schö-

nen Zitats seinen Platz, die den Franzosen dazu bringt, mit der gleichen Selbstverständlichkeit seinen Montaigne, Montesquieu und Rousseau herbeizurufen, wie der Amerikaner auf seine Flagge schwört. Sprachlich drückt sich die Einbettung des Historischen in systematische Zusammenhänge nicht zuletzt in der Vorliebe für das historische Präsens aus.

Begriffsdominierte Arbeiten werden von dem Glauben genährt, das ikonische Wissen könnte problemlos durch logische Operationen ersetzt werden. Anstelle der Bilder finden sich darin meist ihrerseits Bezugnahmen auf Texte, in denen über Bilder geredet wird. Sollten diese Referenztexte von konkreten Bildern handeln, dann darf man von der begründeten Erwartung ausgehen, dass sich die darauf bezugnehmenden Autoren beeilen werden, die Vorläufigkeit dieser Studien als Behauptung hinterherzuschicken, um so ihren krypto-hegemonialen Anspruch auf ein über dem Wissen von den Bildern stehendes Überwissen anzumelden. Es kommt hier eine Rhetorik der letzten Dinge zum Tragen, die wissensethisch bedenklich ist. Hieße eine ultimative Theorie doch nichts weniger als das Ende jedweder Reflexion. Es scheint evident, dass die Ausübung von Wissenschaft auch nach Du Bois-Raymond noch immer vielfach zum Religionsersatz enträt.

Unter der Ägide der Begriffswissenschaften werden auf einer stärker angewandten Ebene Stellvertreterkriege geführt, indem System und Problem gegen anschauungsnahe Erkenntniskategorien wie Merkmale und Motive ins Feld geführt werden. Derart disqualifizierende Unterscheidungen wirken überzogen, wo sie kategorisch werden und den Anspruch auf Unbedingtheit erheben. Warum sollen vorgefertigte Fragestellungen, die man quasi von der Stange aus den aktuellen Medien oder sonst woher übernimmt und auf einen bestimmten Objektbereich appliziert, gut sein, solche, die man sich im Laufe einer intensivierten Auseinandersetzung mit spezifischen Bild-, Text- oder Objektsorten erarbeitet, dagegen schlecht? Und überhaupt, wohin soll uns das zum Ding ohne Eigenschaften verblässende Objekt versachlichten Denkens führen? Ist es nicht eben dieses Denken, das unsere Welt formt? Wenn dies aber so ist, welchen Kräften kann eine als ultimative Theorie daher kommende Wissenschaft ohne Vorstellung in unseren zivilisierten Gesellschaften dienlich sein? – Irgendwie stellt sich die Befürchtung ein, dass die Begriffe lediglich dazu da sein könnten, das Terrain des Gesellschaftlichen für neue Planungswirklichkeiten freizuräumen. So schafft sich auf leere Begriffe fixiertes Denken, wenn es erst einmal in die Führungskader eingerückt ist, ihre eigenen, über kurz oder lang irreversiblen Tatbestände. Es scheint einen Zusammenhang zwischen der Anschauungsarmut um sich greifender Großkategorien, dem Verlust unserer Kulturlandschaften und den entpersönlichten Subsistenzräumen neuerer Prägung zu bestehen, deren gigantomanische Monomanie unseren Blick auf die Welt verstellt.

Wen würde es wundern, wenn sich im wachsenden Selbstgefühl der aus sich heraus geschaffenen Evidenzen ein schaler, spannungsloser Universalismus breit machte: Ist nicht ohnehin längst alles in unserem imaginären Museum vorhanden und in Kopien gespeichert, und wenn schon nicht sofort

verfügbar, so doch jederzeit bestell-, liefer-, abruf- oder sonstwie machbar? – Wer so fragt, dem wird die Wiederauferstehung des unwahrscheinlichsten aller Artefakte aus den Tiefen des Meeres und der Erde, aus der Fülle der Bibliotheken und Archive, aus dem abgeschlagenen Putz jahrhundertalter Wände, ja selbst noch aus unseren durch Architektur und Baubranche stark dezimierten privaten Magazinen, seien es Keller oder Dachböden, wie ein böser Fiebertraum erscheinen.

6. Partieller Bildverlust

Symptomatisch für die hier beschriebenen Tendenzen einer neuen Geschichtsvergessenheit scheint die sich seit einiger Zeit wachsender Beliebtheit erfreuende Kulturanthropologie zu sein, der die Kategorie des Historischen zwischen Grauevorzeit- und Jetztzeitdenken (man fühlt sich irgendwie an die Münchener Gelehrtenzirkel in Thomas Manns *Doktor Faustus* erinnert) weitgehend abhandenkommt. In Rousseaus Nachfolge sind Ur- und Frühzeit – unter verschiedenen Prämissen und mit unterschiedlichen Stoßrichtungen – zur primären Geschichtskategorie des Theoretischen geworden: nicht nur, weil die im Nebel der Schriftlosigkeit entschwindenden Epochen verlockende Interpretationsspielräume bieten, sondern auch, weil sich aus einer solchen fundamentalen Perspektive zentrale Kategorien des Historischen wie Kultur, Zivilisation, Aufklärung, Nation und Moderne bequem aushebeln lassen. Im Antlitz jener fernen Epochen, in denen die Enden von Natur und Kultur durch elementare Zustände des Lebens zusammengehalten werden, können die Kulturwissenschaften auch noch den Anschein naturwissenschaftlicher Fundierung aufrecht erhalten und die Interpretationsbedürftigkeit ihres Datenmaterials – die zu den Kernmerkmalen der Humanwissenschaften zählt – vergessen machen, selbst auf die Gefahr einer Implosion des Historischen hin, die – etwa durch institutionell implementierte Verweigerung der kollektiven Gedächtnisreproduktion – alle unsere sozialen, technischen, künstlerischen und kulturellen Errungenschaften im Laufe zweier oder dreier Generationen zum Verschwinden brächte.

Die Gründerväter des Strukturalismus hatten noch eine objektive Grundorientierung erkennen lassen und sie waren sich auch nicht zu schade, ihre Thesen am Konkreten, Griffigen, Historischen abzuarbeiten. Selbst physiologische und psychologische Erklärungsmuster boten eine erfrischende Alternative, solange Gelehrte wie Ernst Gombrich sich mit ihrem Bilderwissen dafür verbürgten. Heute wird im Alltag deutscher Exzellenzinitiativen hingegen immer mehr das Vergessen zur dominanten Attitüde, die das kokette Bekenntnis zum eigenen schlechten Gedächtnis in den Rang eines Bildungsnachweises erhebt: ›Ach, was wusste Schmidt-Biggemann nicht alles!‹ Aus ungeordnetem Vergessen wird, noch eh man sich's versieht, mutwillige Verdrängung. Natürlich hat es zu allen Zeiten unterschiedliche Wissensorientierungen gegeben. Doch wäre der Habitus des bewussten Diskreditierens, Igno-

rierens oder Übergehens von Forschungsergebnissen, die außerhalb der eigenen Generation und der eigenen akademischen Zugehörigkeiten erbracht werden, heute mehr den je wissensethisch zu hinterfragen und einer kritischen Betrachtung zu unterziehen.

Nicht umsonst beruht ein Großteil dessen, was Kultur ausmacht, auf der Entwicklung von Aufzeichnungsverfahren, die der Zeit stand und Erfahrungen und Erinnerungen über die eigene Generation hinaus evident und abrufbar halten. Die berechnete Kritik an den aktuellen Praktiken eines technisch unterstützten ›Data harvesting‹ zu einer generellen Tugend des Vergessens aufblasen zu wollen, wäre jedenfalls wenig hilfreich. Unschuldige ist die schöne Kunst des Vergessens schließlich auch heute nur, solange es umfangreiche Speichersysteme gibt, die das individuelle Vergessen hinterfangen und kollektiv absichern. Gerade dies aber ist das Problematische daran: Wer nicht selber bereit ist, Erinnerungsarbeit zu leisten, riskiert, dass das Feld des Historischen von anderen für einen verwaltet wird. Es kann darum auch nicht um die vollkommene Amnesie, den Supergau eines kategorischen ›Delete‹ oder ›Reset‹ gehen, sondern nur um eine neue, eigenverantwortliche Ökonomie des Verfügbarhaltens von Evidenz.

So wie das Erinnern an physische Bedingungen geknüpft ist, ist auch das Vergessen oft nur der Vorbote für die sinnlose Vernichtung von materiellen Gütern und ideellen Werten. Ernüchternd können wir feststellen, dass es vielfach die Abrissbirne ist, die heute Geschichte schreibt. Von der zelthaften Leichtigkeit einer neuen Architektur und dem zeit- und standortlosen Flottieren der Gedanken im nomadischen Denken scheint es unter den Bedingungen einer radikalen Verflachung unserer Zeithorizonte nur noch ein Schritt in eine neue Völkerwanderungszeit.

Es mag verschiedene Gründe haben, warum die alte zeitökonomische Weltordnung aus dem Ruder läuft. Die Bigotterie eines Aufrechnens wechselseitiger Schulden zu kollektiven Sündenregistern ohne Boden ist jedenfalls nicht der geringste. Der mächtigste Feind des Erinnerns wäre demnach nicht einmal so sehr wissenssoziologischer als moralistischer Natur, nämlich die allgemein um sich greifende Hypermoral eines globalisierten Gewissens, das die judeo-christliche Blutopfer-Historie mit ihrem Inventar an Nebukadnezars, Belsarsars und Herodesen bis in die Gegenwart fortschreibt und Geschichte zu einem Tummelplatz von Laren und Dämonen, guten und bösen Ahnen und Hausgeistern verkommen lässt. Das folgende Prinzip sei als ökonomische Faustregel zu deren Eindämmung angedacht: die Opfer in den Himmel des ewigen Gedenkens, die Täter in die Hölle des ewigen Vergessens. Genau dazu ist Religion da. Den moralischen, kulturellen, wissenschaftlichen Leistungen der Menschheit hingegen stehe ein Platz in den Hallen der Geschichte offen. Es können in diese Bilanz selbstverständlich auch Aspekte von Täter- und Opferschaft einfließen, aber es geht nicht hin, dass mehr oder minder planvoll ins Fadenkreuz eines wild gewordenen Regimes geratene Individuen ohne erkennbare Eigenschaften große Teile unserer Gedächtniskapazitäten belegen und blockieren. Werden wir doch, in der Tat, all unser Wissen und

Können benötigen, um die materialisierten und immateriellen Leistungen unserer Kulturen – die nichts mit dem Leistungsbegriff der modernen Arbeitswelt und nicht einmal notwendigerweise etwas mit den zum Teil auch hinterfragbaren Errungenschaften unserer westlich geprägten Zivilisation zu tun haben – zu erkennen und epistemisch abzusichern.

7. Welche Bilder, welche Wissenschaft?

Gegenstandsbereiche lassen sich nach bestimmten Kriterien methodisch eingrenzen. Was aber, wenn es gar nicht erst zu dem Versuch einer Auswahl kommt? – Im abstrakten Denken wird das im Weg stehende Inventar der Dinge nicht länger durchkämmt und gewichtet, sondern großflächig ausgeblendet, bevor es ganz in der Versenkung verschwindet. Dieser Vorgang ist insofern paradox, als ein allgemeiner Geltungsanspruch auf die nicht länger gegenwärtigen Objekte im theoretischen Diskurs erhalten bleibt. Weiterhin wird deren Vorhandensein postuliert, auch wenn sie längst aus der Umgebung und dem Gedächtnis derer verschwunden sind, die sich in cursorischen Punktereden von einer zur nächsten selbstgestrickten These schwingen.

In nominalistischen Diskursen werden Bilder mit dem gängigen Hinweis auf ›Medien‹, ›Bilderflut‹ oder einfach ›Bilder, die uns umgeben‹ durchweg als bekannt vorausgesetzt. Man kann nur vermuten, welche Vorstellungen diesem fortwährenden Reden über ›das Bild‹ zugrunde liegen, doch besteht Grund zur Annahme, dass sich die Bildkenntnis der meisten Autoren unwesentlich von der des vielzitierten ›Normalverbrauchers‹ unterscheidet und über den Kurzzeit-Horizont des aktuellen Tagesgeschäfts nicht wirklich hinausreicht. In kaum einem dieser Texte wird die Frage gestellt, von welchen Bildern soll denn überhaupt die Rede sein? Unhinterfragt schwebt die Banalität unserer Medienwelten als implizite Referenzgröße zwischen den Zeilen im Raum und nimmt vom Denken der Leser Besitz.

Bilder werden von den Agenten der Begriffswissenschaften geradezu reflexhaft den Gegenständen zugeordnet und mit realienkundlichen, kulturmateriellen und objektkünstlerischen Ansätzen quasi in einen Topf geworfen, obgleich ihr Wesen doch ein Zweifaches ist. Diese Neigung findet durch die anhaltende Beachtung von visueller Alltagskultur und Industriedesign ihre mittelbare Bestätigung, im Zuge derer Relikte wie das Fernsehsofa zu Zeitikonen hochstilisiert und die ontologischen Grenzen zwischen Bild und Objekt weitgehend eingeebnet werden. Bildforschung verkommt dabei zur Sample-Wissenschaft, für die das Bild wenig mehr als die Anwendung einer bestimmten Funktion, eines bestimmten Programms, Geräts oder Systems ist. Mit ihren Großkategorien fährt diese über beliebige Bildbestände hinweg, vorzüglich jene, die am leichtesten greifbar sind. Am Ende wird der Anspruch auf Vollständigkeit in einer großzügigen Geste dem EDV-Personal der Katalogisierungsabteilungen überlassen, ohne dass man sich darüber Rechenschaft

ablege, dass es nur vor dem Hintergrund einer gründlichen Kenntnis der Materie möglich ist, ausgewogene Urteile zu fällen.

Trotz oder wegen des Geredes über ›das Bild‹ im Kollektivsingular findet heute – mit wenigen Ausnahmen – keine intellektuelle Auseinandersetzung mit unseren historisch überlieferten Bilderwelten statt. Dabei wusste schon Goethe: Wer die ihm über Generationen zufallenden Güter in Besitz nehmen will, kommt nicht darum herum, sich diese auch gedanklich anzueignen. Gerade das Gegenteil aber ist der Fall. Große Teile unserer Bildüberlieferung werden aufgegeben und veruntreut. Proportional mit dem Verschwinden des Historischen aus dem öffentlichen Bewusstsein steigt die instinktive Gewissheit, einer Generation der Unvergleichlichen anzugehören, die bloß zu vergessen braucht, um sich neu zu erfinden. Kollektiv verordnete Grundhaltungen vom Typ ›heute ist alles besser – vor allem ich‹ lassen den Verdacht aufkommen, die einseitige Einschwörung auf die Jetztzeit funktioniert deshalb so gut, weil sie letztlich nur eine Form der libidinös übersteigerten Selbstwahrnehmung ist.

Auch die Kunstgeschichte leistet die von Goethe den nachfolgenden Generationen gestellte Aufgabe nicht hinreichend. So nimmt es sich wie ein Etikettenschwindel aus, wenn sich das kunsthistorische Institut an der Humboldt-Universität in Berlin über Nacht in ›Institut für Kunst- und Bildgeschichte‹ umbenennt, derweilen unter dem wohlklingenden Header weiterhin die alte Gattungssystematik – etwa bei der Aufstellung seiner Bibliotheksbestände – aufrecht erhalten wird und historische Kategorien des Bildes darin keinen angemessenen Platz finden.

Der angeblich erste Lehrstuhl für die Bildwissenschaften im deutschsprachigen Raum verschreibt sich seit seiner Gründung vor gerade mal fünf Jahren seinerseits einer futuristisch anmutenden Geschichte der technisch vermittelten Bilder im 21. Jahrhunderts, die noch nicht einmal richtig begonnen hat. Weiterhin wird hier einer hermetischen Auslegung des Rimbaud'schen Gebots zur Zeitgenossenschaft gehuldigt, das jene Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen heraufbeschwor, die den zynischen Kern des Kolonialismus ausmacht. In seiner Unhinterfragtheit mutet der Unbedingtheitsanspruch dieses Gebots geradezu kulthaft an, auch wenn damit lediglich die Selbsthistorisierung der eigenen Kohorte bezweckt sein sollte. Alles was nach dem Schweiß der Zeit riecht, wird unter seinem Diktat vom Industriedesigner optisch entkeimt und vom Medientheoretiker begrifflich entsorgt. In Wahrheit ist ein solcher Lehrstuhl die Schule des Vergessens per excellence, über die die medial omnipräsente Ikone seines Gründers wacht.

Dabei wäre gegen ein weiteres Labor für neue Bildgebungsverfahren und Medientechnologien überhaupt nichts einzuwenden, wenn hier nicht der überzogene Anspruch einer universellen Bildwissenschaft im Raum stünde, die vorgibt, etwas zu leisten, was sie als Institution weder leisten kann noch leisten will, dabei aber einen Großteil der vorhandenen Ressourcen an sich zieht. Schließlich wird es zu keiner wundersamen Vermehrung derartiger Lehrstühle kommen, so wie in naher Zukunft auch keine Ausdifferenzierung

der Bildwissenschaften in solche des einundzwanzigsten, zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten Jahrhunderts zu erwarten ist. Damit kommt dieser Lehrstuhl für die Bildwissenschaften des einundzwanzigsten Jahrhunderts einer beinahe totalen Blockade der historischen Bildforschung an den Universitäten gleich. Wer dagegen außerhalb der heute ohnehin schon weit herabgestuften Fächer der ehemaligen Geistes- oder Humanwissenschaften Bildforschung betreibt, riskiert mehr denn je in eine systemische Falle zu tappen.

Besonders fatal ist in diesem Zusammenhang die Kooperation des besagten Lehrstuhls mit einer der großen Privatsammlungen historischer Grafiken, weil erst durch sie die Illusion erzeugt wird, hier würde zeitlich übergreifende Bildforschung geleistet. Dabei ist diese Zusammenarbeit nur das Ergebnis eines leicht durchschaubaren Tauschgeschäfts. Die Privatsammlung wird durch diese Kooperation in den Rang einer universitären Einrichtung gehoben, kommt in den Genuss einer oder zweier Planstellen, sowie eines Förderprogramms zur Digitalisierung ihrer Bestände. Das einzige, was der Lehrstuhl für die Bildwissenschaften des 21. Jahrhunderts dazu beiträgt, ist die Betreuung dieser Digitalisierung, das heißt, eine aus dem Rahmen jedweder wissenschaftlichen Tätigkeit fallende Serviceleistung. Im Gegenzug erfährt dieser ›erste‹ unvergleichliche Lehrstuhl eine umfassende historische Legitimierung.

Brisant ist die Tatsache, dass sich die Akademie der Wissenschaften am gleichen Ort ein Institut leistet, das seit Jahrzehnten gute bildhistorische Arbeit verrichtet, das aber unter den Prämissen der ›Realienkunde‹ antiquierten Denkmustern nachhängt und auf Grund einer unnötigen zeitlichen Einschränkung auf die Epoche des Mittelalters wissenschaftspolitisch falsch positioniert ist.

8. Schluss

Es läge an uns, die fortwährenden Klagen ob der Dichte überflüssiger Informationen und der Weitschweifigkeit detailreicher Ausführungen zu relativieren und den verständlichen Wunsch nach Reduktion von Komplexität, nach sprachlicher Substanzialisierung und Verdichtung dort zu hinterfragen, wo Zielsetzungen, Geltungsbereiche, Nebeneffekte und Negativindikationen eines solchen Verlangens nach gedanklich überschaubaren Verhältnissen uneinsehbar bleiben und sich dahinter ein Anspruch auf Unbedingtheit und Absolutheit verbirgt. Ist das erleichternde Gefühl der Klarheit und Übersichtlichkeit womöglich nur ein psychologischer Effekt? Sind die Bedingungen heutiger Urteilsfindung etwa deshalb so unübersichtlich geworden, weil uns das Gefühl für jene Wertigkeiten abhanden gekommen ist, die uns die Kakophonie auf uns einströmender visio-akustischer Simulationen und Stimulanzien von stärker artikulierten Formen des Bilderwissens zu unterscheiden erlauben? Die Kunst des Implizierens im volloralen Sprech der Medien, des irgendwie vor sich Hersagens und doch immer schon so Gemeinhabens, der

absoluten Präzision, die auf jegliche Präzisierung und Ausformulierung verzichten zu können glaubt, ist so witzlos wie die für Deutungen in alle Richtungen offene Aussage, solange sie nicht gezielt als sprachliches Ausdrucksmittel Anwendung findet, etwas zur Überzeichnung, Verschleifung oder bewussten Unterlaufung eingefahrener Vorstellungen.

Den heutigen Bildwissenschaften aber wäre nahezu legen, ihr Augenmerk wieder stärker als bisher auf genuine Bildobjekte anstatt auf die Ausweitung und Übertragung von Bildfunktionen auf beliebige Phänomene des Sehens und des Sichtbaren zu richten, und nicht weiter an der eingespielten Praxis des Exemplifizierens und Illustrierens festzuhalten, sondern im Wissen um die teleobjektiven Eigenschaften der Begriffe die starr gewordenen Wahrnehmungsdistanzen im kontinuierlichen Wechsel vom einen zum anderen Abstraktionsniveau aufzubrechen und zu flexibilisieren. Eine sorgsame Unterscheidung von Konzeptualisierungsvorgängen, Ablichtungsfunktionen und nachträglichen Manipulationen würde diesen Wissenschaften in jedem Fall brauchbare Kriterien zur Beurteilung von Bildern an die Hand geben, brauchbarere vielleicht als so mancher semiologische Werkzeugkasten. Nur wenn wir über die Wertigkeit der auf uns gekommenen Bilderwelten hinreichende Klarheit gewinnen, wird sich schließlich verhindern lassen, dass die Bilder in unseren Köpfen und vor unseren Augen wieder das werden, was sie vor ihrer Konzipierung einmal waren: einfache Materie. Ein geschärftes Bewusstsein um das Prekariat der Bilder wird unumgänglich sein, wenn es nicht dazu kommen soll, dass auf kurz oder lang umfängliche Universen des Bildes aus unserem Wissenshorizont fallen.



Abb. 2:
Amphions Lautenspiel lässt Theben aus Ruinen auferstehen, aquarellierte Federzeichnung, Rotterdam 18. Jhdt., blaue Kachelmatrize. – Rotterdam, Gemeentearchief